

Monika Buschey · Innichen

1. Auflage 2023

BUCHER Verlag

Hohenems – Vaduz – München – Zürich

[www.bucherverlag.com](http://www.bucherverlag.com)

© 2023 Monika Buschey

Alle Rechte vorbehalten

Coverfoto: Thomas Dix

Gestaltung: Lisa Gamper

Produktion: JELGAVAS TIPOGRĀFIJA, Lettland

ISBN 978-3-99018-689-3

Monika Buschey

# Innichen

Roman

**BUCHER**



## 1. KAPITEL

---

Ich bin nicht mehr in unsere Kirche hinübergegangen, bevor ich zum Zug musste, obwohl ich das eigentlich vorhatte. Der Novembermorgen war zu düster und zu kalt. Erst wenn ich zurückkomme, dachte ich, erst dann.

Die kleine Bahnstation von Innichen, der Bahnhof von Bozen, dann München. Zum Glück hat Joachim mich abgeholt. Ich war ja seit Ewigkeiten in keiner größeren Stadt mehr gewesen. Die vielen Menschen, der Lärm – mich allein zurechtzufinden, wäre mir schwergefallen.

Mit Joachim bin ich befreundet seit unserer gemeinsamen Zeit im Priesterseminar. Er wartete am Bahnsteig, wir umarmten uns.

„Die erste Etappe hast du geschafft“, sagte er.

Joachims Wohnung in einem der besseren Münchner Stadtviertel hatte sich seit meinem letzten Besuch vor vielleicht fünfzehn Jahren kaum verändert: die Teppiche, die schweren Vorhänge, die Bilder, die Bücher, die silbernen

Kerzenleuchter. Gediegen und elegant. Joachim war der Erbe eines Industrieunternehmens mit Kunden in aller Welt. Sein Vater sah ihn als Nachfolger, und Joachim war Priester geworden, um dieser Erwartung zu entgehen. Jetzt führte seine Schwester die Firma, er profitierte als stiller Teilhaber. Seine Aufgaben als Priester erledigte er mustergültig, da konnte man sicher sein. Und auch sicher, dass „erledigen“ das richtige Wort war.

Joachim führte ein angenehmes Leben. Selbstverständlich hatte er eine Freundin. Offiziell die Haushälterin. Sie wohnten nicht unter einem Dach und machten kein Aufheben ihres Verhältnisses. Ohnehin war die Freundin mit einem anderen verheiratet. Mehr oder weniger wussten alle Bescheid, ohne dass sich Nachteile daraus ergeben hätten.

„Ich sehe nicht ein, warum ich auf etwas verzichten sollte, das zum Menschsein dazu gehört“, sagte Joachim.

„Du machst es dir bequem“, habe ich ihm damals geantwortet. Später haben wir nicht mehr darüber gesprochen.

Mein Freund war ein bisschen füllig geworden seit unserer letzten Begegnung, eine würdige Erscheinung. Wir sahen uns an – und mussten beide lachen.

„Wir haben jetzt das Alter, von dem wir früher gedacht hätten, dass es mit Weisheit einhergeht“, sagte Joachim. „Spürst du etwas davon, Johannes?“

„Ich glaube, du hast es in der Richtung deutlich weitergebracht als ich.“

Jeder kannte in etwa die Lebenssituation des anderen. Wir wussten, was wir voneinander zu halten hatten. Joachim war für mich der lebende Beweis, dass Christentum etwas mit Lebensart, sogar mit einer gewissen Fröhlichkeit zu tun haben konnte. Und während ich mich als gescheitert betrachtete, hörte er nicht auf, in mir einen Suchenden zu sehen.

An diesem Abend haben wir uns über alles Mögliche unterhalten, bevor wir auf den Anlass meiner Reise zu sprechen kamen. Meinem Besuch war ein ausführliches Telefonat vorausgegangen, ich hatte ihm so ungefähr geschildert, worum es ging.

„Du willst also deinen Freund Claus ans Messer liefern.“

„Meinen früheren Freund.“

„Und warum erst jetzt, durchschaut hast du ihn doch schon früher?“

„Na ja, durchschaut schon, aber der Leichnam ist ja erst vor Kurzem in der Nähe von Innichen gefunden worden.“

„Und du glaubst tatsächlich, es handelt sich um den Bruder deines Freundes?“

„Natürlich nur eine Vermutung. Der Tote sei nicht mehr zu identifizieren, heißt es. Ich will dem nachgehen.“

Für mich zugleich eine Chance, mich bemerkbar zu machen.“

„Aber ein Absturz im Gebirge“, sagte Joachim, „das kann doch ein Unfall gewesen sein ...“

„Klar“, sagte ich, „aber es könnte doch sein, dass Claus und seine Schwägerin Zeugen waren, und dass sie keine Hilfe holten, weil ihnen dieser Unfall in den Kram passte. Claus ist nicht umsonst in Innichen aufgetaucht. Ich will das rauskriegen.“

„Das nimmst du aber nur an, du hast keine Beweise?“

„Es ist eine Vermutung, mehr nicht. Ich will aus meiner passiven Rolle rauskommen, das vor allem. Wenn man belogen, getäuscht, betrogen worden ist, muss man sich doch wehren dürfen! Ich will, dass er mich von einer anderen Seite kennenlernt, dass er mich nicht auf ewig für einen arglosen Trottel hält, den man nach Belieben manipulieren kann, verstehst du? Es hat mit Selbstachtung zu tun, ich will ... ich will einfach nur ...“

Joachim unterbrach mich: „Du willst ihn wiedersehen. Das ist es, was du willst.“



## 2. KAPITEL

---

Ich habe Claus unten im Tabacchi kennen gelernt, beim Josef. Ich wollte Zigaretten kaufen. Durch die Glastür sah ich einen Mann, den ich nicht kannte. In Innichen kennt jeder jeden, der länger bleibt als eine Saison. Ein Tourist also, und das so früh am Morgen. Neun Uhr, keine Touristenzeit. Ich öffnete die Tür, das vertraute Quietschen, der Mann drehte sich zu mir um. Er war groß, knochig, dunkles Haar, etwa in meinem Alter, schätzte ich. Er trug ein weißes Leinenhemd, die Ärmel aufgekremgelt, schwarze Jeans, Sandalen. Sein Blick, leicht amüsiert, bezog mich in sein Problem ein. Der Josef hatte kein Schreibpapier, wie dieser Kunde es wünschte: Umschläge und Briefbögen in kleiner Menge, die Umschläge gefüttert, im Querformat und in gebrochenem Weiß. Er öffnete die tiefe Schublade unter dem Zeitungsregal, die man als Kunde kaum wahrnimmt, solange sie geschlossen bleibt. Er kramte zwischen Schulheften, Anspitzern, Cellophan-Tüten,

Transparentpapier und Schutzumschlägen. Kein Briefpapier. Blöcke konnte er anbieten. Kleine und große. Mit Linien oder Kästchen. Dazu einen Zwanzigerpack Umschläge mit Sichtfenster.

Der Kunde überlegte.

„Ich kann dir Briefpapier geben“, habe ich gesagt, „ich habe welches zu Hause.“

Ich weiß noch, dass ich über das Du erstaunt war, das mir so leicht über die Lippen ging. Der Fremde war mir eigentümlich vertraut, wie ein Freund aus der Schulzeit, den man viele Jahre nicht gesehen hat. Er nickte mir zu, kaufte noch eine *Süddeutsche*, und eine Viertelstunde später saßen wir uns an meinem Küchentisch gegenüber. Der Josef hat uns nachgesehen und bestimmt gedacht, die beiden kennen sich von früher. Dass ich Zigaretten kaufen wollte, hatte ich ganz vergessen.

Claus hat mir wortlos beim Teekochen zugesehen. Er sei gestern erst angekommen, sagte er, als ich mich zu ihm setzte. Er wohne im „Schwarzen Bären“. Er sei geflohen. „Geflohen wovor?“, habe ich gefragt. Er schwieg, rührte in seiner Tasse. „Geflohen vor mir selbst“, sagte er dann.

„Warum Innichen?“, fragte ich.

„Wir waren zusammen hier. Vanessa und ich. Vanessa ist gestorben.“

Ich habe nicht nachgefragt, ich wusste, es ist besser, einfach zuzuhören.

„Wir waren auf dem Weg nach Mantua, und in Bozen, wo wir übernachtet haben, hat sie gesagt, sie will ins Pustertal, wo wir schon mal hier sind, hat sie gesagt, nach Toblach, dahin, wo Gustav Mahler seine letzten Sommer verbracht hat.“

„Keine fünf Kilometer von hier“, sagte ich, „in Altschluderbach bei Toblach.“

Er nickte. „Sie war Musiklehrerin, sie liebte Mahler. In irgendeinem Reiseführer hat sie gelesen, dass es ganz in der Nähe, hier in Innichen, eine besonders schöne romanische Kirche gibt.“

„Die ist wunderbar“, habe ich gesagt, „da wirst du fromm, auch wenn die ganze Sache dir vorher suspekt war.“

„Das hat Vanessa so ähnlich auch gesagt. Und irgendwie habe ich mich an diesen Ort zurückgesehnt.“

„Bist du auch Lehrer?“, habe ich gefragt.

„War ich“, sagte Claus, „Deutsch und Englisch. Nach Vanessas Tod konnte ich nicht mehr weitermachen. Ich konnte mich vor keine Klasse mehr stellen, mir versagte die Stimme, und wenn ich nach Hause kam, in unsere Wohnung, bekam ich keine Luft.“

Ich fragte, wie lange das zurückliege.

„Fünf Jahre“, sagte er.

„Und seither?“

Er schwieg, rührte weiter im Tee, sah mich nicht an.

Schon komisch, dachte ich. Ich bin in Innichen, weil es der Urlaubsort meiner Eltern war. Sommer für Sommer fuhren wir hierher, meine Eltern, meine kleine Schwester und ich. Sie mieteten eine Ferienwohnung, und wenn die drei Wochen um waren, reservierten sie schon fürs nächste Jahr. Als mein Erwachsenenleben dramatisch in die Kurve ging und eine neue Richtung einschlug, wusste ich, dass ich diesen Ort brauchte. Die Berge, die Kirche und Menschen, die von meinem Scheitern nichts wussten.

„Lass mich raten“, sagte Claus, „du bist auch Lehrer ...“

„Ich war Priester.“

Er sah auf. Ein Priester, der keiner mehr war, erschreckte die Leute. Als würden sie vor einem Engel stehen, der beschlossen hat, keiner mehr zu sein.

„Ich bin Priester geworden, weil mir nichts Besseres einfiel. Als das Ziel erreicht war, habe ich gemerkt, dass meine inneren Ziele damit längst nicht mehr übereinstimmen.“

„Was sind deine inneren Ziele?“

„Ich bin auf der Suche. Ich hatte mal welche, innere Ziele, meine ich. Seit drei Jahren bin ich jetzt hier – ich kann noch keine Ergebnisse vorweisen.“

„Du machst hier gar nichts?“

„Ich habe gleich mehrere Jobs, ich unterrichte ein kleines Mädchen, sie sitzt im Rollstuhl und kann sich den Schulweg nicht täglich zumuten. Insofern hast du recht,

ich bin Lehrer. Dann kümmere ich mich um den Garten meiner Vermieterin und kaufe für sie ein. Dafür muss ich keine Miete bezahlen, bloß Nebenkosten. Und dann bin ich zweimal pro Woche zur Aushilfe in unserer Stadtbücherei. Wenn ich nicht zu viel rauche und meine Exzesse auf ein Minimum reduziere, komme ich über die Runden.“

„Ich stelle mir gerade vor, was ein Minimum-Exzess sein könnte“, lachte Claus.

Wir haben noch lange geredet, auch herumgealbert. Irgendetwas werde ich gekocht haben, vielleicht haben wir auch nur Brot gegessen. Als er ging, dämmerte es schon. Ich glaube, es war September oder Anfang Oktober. Auf der Treppe hat er sich noch einmal umgedreht.

„Wie heißt du eigentlich?“

Das Briefpapier hatten wir längst vergessen.

Ich erinnere mich an das Lächeln der jungen Frau an der Hotelrezeption. Vom Sehen her kannten wir uns.

„Ich möchte was abgeben für Claus ... Ich weiß den Nachnamen nicht.“

Sie blickte auf ihren Bildschirm.

„Einen Claus haben wir nicht. Vielleicht meinen Sie Robert Neuner? Dunkle Haare, groß, um die vierzig?“

„Ja, genau.“

„Robert Neuner ...“, flüsterte sie.

„Muss man den kennen?“

„Jetzt sagen Sie bloß, Sie kennen Robert Neuner nicht, den Schauspieler?“

„Keine Ahnung.“

„Toller Typ“, ihre Stimme war in das Register für intime Mitteilungen gerutscht.

„Wie gesagt ...“

Ich habe ihr das Briefpapier gegeben und sie gebeten, es ihm zu geben.

„Als er kam, haben andere Gäste ihn um ein Autogramm gebeten.“

„Ist er darauf eingegangen?“

„Ich glaube schon, ich habe es nicht beobachten können, ich musste mich ums Telefon kümmern.“

„Wenn Sie ihm dann bitte das Briefpapier geben? Er wartet darauf.“

Auf einem Klebezettel hatte ich meinen Namen und meine Telefonnummer notiert.

Am Nachmittag hat Claus sich gemeldet. Er bedankte sich für das Briefpapier und fragte, ob er mich diesmal einladen dürfte. Ich habe vorgeschlagen, rauszugehen, das Wetter war herrlich. Wir verabredeten uns vor der Stiftskirche. Während des Spaziergangs hat Claus von Vanessa erzählt, von seiner verstorbenen Frau. Angefangen von der ers-

ten Begegnung bis hin zu den Todesumständen. Sie hatten sich in der Schule kennengelernt, er war schon länger dort, sie kam frisch von der Hochschule. In einem leeren Klassenzimmer nach dem Unterricht ergab sich ein erstes Gespräch. Ein halbes Jahr später waren die beiden verheiratet, zwei Jahre später war Vanessa tot. Ein Aneurysma, im Kopf war eine Ader geplatzt. Bewusstlosigkeit, Koma, kein Erwachen mehr. Sie war im dritten Monat.

Ob ich schon einmal erlebt hätte, auf einen Menschen gleichsam zugeführt zu werden, dieses Unausweichliche, die Vorstellung, nur gelebt zu haben, um dieser Person zu begegnen, fragte Claus. Ich glaube, ich habe etwas Ausweichendes gesagt, fatalistischen Kitsch empfand ich als seiner unwürdig.

Eine Weile haben wir uns auf den Weg konzentriert.

„Hast du denn eine Erklärung dafür“, habe ich schließlich gefragt, „ich meine, was hat diese Intensität ausgemacht?“

„Überschwang“, sagte Claus, „Leichtsinn. Wir waren leichten Sinnes, und das ist eine Qualität, die sich nur im Zusammensein einstellt. Es war eine Ehre für mich, dass sie mich wollte. Es hob mein Selbstwertgefühl, mein nicht sehr ausgeprägtes. Vieles, was ich mir selbst als Mangel auslegte, fand einen Ausgleich in ihr.“

„Und wer ist Robert Neuner?“

Seine Schritte verlangsamten sich. Dann sagte er: „Schade. Ich wäre gerne der erste gewesen, der dir Robert Neuner vorstellt.“

Ich hatte keinen Grund, an der Geschichte, die er dann erzählte, zu zweifeln. Ohnehin war ich längst viel zu verliebt.

Etwa ein Vierteljahr nach Vanessas Tod, erzählte Claus – von der Schule hatte er sich beurlauben lassen –, rief seine Schwägerin ihn an. Robert, sein Bruder, sei in den Schweizer Alpen tödlich verunglückt. Claus holte weit aus, um mir die Beziehung zwischen den Brüdern klarzumachen: eine Lehrerfamilie in einer hessischen Kleinstadt. Zwei Brüder. Claus der Tüchtige. Robert der charmante Filou. Äußerlich sahen sie einander ähnlich. Sie seien knapp verhinderte Zwillinge gewesen, nur ein Jahr auseinander.

Um Claus musste sich niemand Sorgen machen, Robert dagegen war ein echtes Früchtchen. Er schwänzte die Schule, er klaute elektronischen Kram, Bücher und Zigaretten. Er betrank sich, beklautete die Eltern, fing an zu kiffen. Mit fünfzehn hat er die Schule geschmissen. Schuld an Roberts Versagen – in den Augen der Erziehungsberechtigten – war Claus. Der hatte nicht gut genug auf den Bruder aufgepasst. Trotz seiner Missetaten wurde Robert geliebt. Niemand konnte ihm lange böse sein. Er habe ihm Freundinnen ausgespannt, erzählte Claus, von ihm



abgeschrieben und wenn er nicht aufpasste, seine Sachen getragen. Als er bei Claus die Unterlagen einer Schauspielerschule fand, war er begeistert: „Das mache ich! Das krieg ich hin auch ohne Abi.“ Claus hat daraufhin seinen, wie er sagte, Herzenswunsch sofort aufgegeben. Sollte doch sein Bruder Schauspieler werden, auf keinen Fall wollte er sein, wo Robert war.

Roberts Karriere ließ sich gut an. Er schaffte die Aufnahmeprüfung, ging nach der Ausbildung für eine Spielzeit an eine Landesbühne und dann zum Fernsehen. Claus hat es irgendwann aufgegeben, die einzelnen Stationen zu verfolgen.

Während Robert also Schauspieler wurde, entschied er sich für den Lehrerberuf. Sehr oft haben er und sein Bruder sich nicht mehr gesehen. An Mutters Geburtstag allenfalls, und auch das nicht in jedem Jahr. Aber als der Anruf seiner Schwägerin aus der Schweiz kam, war es für ihn selbstverständlich zu helfen, sagte Claus.

Pause.

Der entscheidende Teil der Geschichte, das sage ich mir heute, musste offenbar wirkungsvoll aufgebaut und überzeugend dargestellt werden. Als er in dem Bergdorf ankam, irgendwo bei Davos, berichtete Claus, war schon alles gelaufen. Die Trauerfeier, die Beerdigung auf einem anonymen Feld. Die Witwe seines Bruders empfing den Schwager ziemlich aufgekratzt. Gleich am ersten Abend

habe sie ihm einen Vorschlag gemacht. Er sei doch ohnehin durch den Tod seiner Frau an einem Wendepunkt im Leben angekommen. Da wäre es doch eine Überlegung wert, die eigene Existenz aufzugeben, und sich in Robert zu verwandeln. Bevor du Nein sagst, denk drüber nach, habe sie gesagt.

Nur ein begrenzter Personenkreis hatte von Roberts Absturz erfahren. Es war nichts an die Öffentlichkeit gedrungen. Ein Tod in den Bergen, keine Zeugen. Um die Familie, wie sie argumentierte, vor der Pressemeute zu schützen – schließlich war Robert einigermaßen prominent –, habe sie die Wenigen, mit denen sie Kontakt hatte, gebeten, zu schweigen. Sie habe ihrer Bitte mit ein wenig Geld Nachdruck verliehen. Sie war sich sicher: Niemand würde reden.

„Und darauf hast du dich eingelassen?“

„Leider“, sagte Claus.

„Wie ist denn dein Bruder überhaupt zu Tode gekommen, hat dich das nicht interessiert?“

„Doch, natürlich. Sie sind gewandert, es gab einen schmalen Steg über einem Abgrund, Robert ist ausgerutscht und gestürzt. So hat es mir Carola berichtet.“

„Ein Steg über einen Abgrund ... hast du dir die Stelle angesehen?“

„Nein, wozu?“

„Und dann?“

„Na ja ... Carola hat Hilfe gerufen. Es dauerte, bis sie kamen. Dann haben sie in einer aufwendigen Aktion den toten Körper geborgen, ohne zu wissen, um wen es sich handelte. Carola hat gesagt: ‚Ein Jugendfreund.‘ Sie habe ihn hier zufällig getroffen. ‚Mein Mann ist letzte Woche schon abgereist,‘ hat sie gesagt. Das stimmte sogar, nur war Robert inzwischen zurückgekommen.“

„Anstelle eines Verunglückten weiterzuleben – das würde mir vorkommen, als hätte ich daran mitgewirkt, ihn umzubringen.“

„Du verstehst meine damalige Situation nicht, Johannes. Der Tod von Vanessa hatte mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Ich wollte nicht mehr. Und Carolas Vorschlag war wie eine Eintrittskarte: Es geht weiter, es hängt nur von deiner Entscheidung ab!“

Später hat Claus mir alte Fotos gezeigt von sich und seinem Bruder. Ich fand die Ähnlichkeit gar nicht so groß. Aber das lag auch daran, dass Claus in jedem Lebensalter alles getan hat, um sich von Robert zu unterscheiden. Er war der Anti-Robert.

„Warum genau mochtest du ihn nicht?“

„Weil er ein Arschloch war.“

Ich weiß nicht mehr, wo diese Sätze gefallen sind, wahrscheinlich war unser Spaziergang längst zu Ende, und wir saßen irgendwo beim Bier oder haben das Thema überhaupt erst am nächsten Tag wieder berührt.

„Es kommt ne Menge zusammen“, sagte Claus, „als Kind kam ich mir dauernd zurückgesetzt vor, später fühlte ich mich geradezu bestohlen von ihm.“

„War ihm das bewusst?“

„Es war nicht nur das, was er getan oder nicht getan hat. Es war sein Charakter, sein unverschämter Blick auf die Welt. Seine Rücksichtslosigkeit, seine Arroganz Schwächeren gegenüber. Nach dem Tod unserer Mutter gab es kaum noch Berührungspunkte, und mir war das recht. Einer gemeinsamen Freundin aus der Schulzeit ist Robert in München wiederbegegnet. Er studierte Schauspiel, sie studierte Gesang. Seine Prinzessin nannte er sie. Die Prinzessin war schön. Und seit ihr Vater sie in die Geheimnisse des Immobiliengeschäfts eingeweiht hatte, war sie auch noch reich. Der Vater wollte nicht, dass sie auf ihre künstlerischen Fähigkeiten allein angewiesen wäre. Für Robert war die Mischung aus Geld und Schönheit unwiderstehlich. Carola ist auf ihn hereingefallen. Es hat sich furchtbar gerächt. Er hat sie praktisch fortwährend betrogen. Zwanghaft. Keine Kollegin, keine Regieassistentin, keine Kamerafrau war vor ihm sicher.“

„Wie stehst du heute zu ihr?“

„Irgendwie ist sie mir vertraut und fremd zugleich. Manchmal tut sie mir leid.“

„In dir hat sie ja jetzt einen überaus treuen Gefährten gefunden“, sagte ich.

Flüsternd sprach er weiter, den Blick gesenkt.

„Inzwischen kann ich nicht mehr, ich kann das nicht durchhalten. Ich fühle mich als Betrüger, als einer, der über Bruders Leiche geht. Das ist es, wovor ich geflohen bin. Genau das. Ich habe Carola gebeten, alle Termine bis zum Jahresende abzusagen. Soll sie sich etwas einfallen lassen, ich sei krank oder was auch immer. Ich will mein Leben wieder in den Griff bekommen. Mein eigenes.“

Ich wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

„Am Anfang, da war es spannend: Kriege ich das hin oder kriege ich das nicht hin. Ich hatte ja nie vorher vor einer Kamera gestanden, nie in ein Mikrofon gesprochen. Und ich kannte niemanden aus der Szene, musste es aber hinbekommen, als der wohlvertraute Robert Neuner aufzutreten. Das war das Schwierigste überhaupt. Es gab Situationen, da habe ich Blut und Wasser geschwitzt. Ob nicht doch einer was gemerkt hat – ich kann es mir eigentlich nicht anders vorstellen. Aber alle haben mitgespielt. Es hat sich keiner was anmerken lassen.“

Carola hat mir geholfen, so gut es ging.

„Laura müssen wir einweihen“, hat sie gesagt, „das geht nicht anders: der Vater tot und du an seiner Stelle.“ Ich hatte die Tochter zuletzt gesehen, als sie ein kleines Mädchen war. Inzwischen war sie fünfzehn oder sechzehn. Die meiste Zeit war sie im Internat, aber es gab ja Ferien, Feiertage, die sie zu Hause verbrachte. Ich glaube, Carola

hat ihr angedroht, sie zu verstoßen, wenn sie irgendetwas ausplaudert.

Inzwischen habe ich das Gewerbe ganz gut durchschaut. In der Robert-Rolle bin ich perfekt. Und sie kotzt mich an. Ich hasse den ganzen Betrieb, das Getue, die Eitelkeiten. Wenn du dich da länger bewegst, wirst du irre.“

Ich hörte ihm verwundert zu. An seiner Aufrichtigkeit hatte ich nicht die mindesten Zweifel. Als er sich zu seinem Betrug bekannte und den festen Willen bekundete, damit aufzuhören, war das wohl in dem Moment auch ehrlich so gemeint. Das für mich beherrschende Gefühl war Freude. Helle Freude. Er würde bleibe, das war es, was ich aus seinen Worten heraushörte. Er würde bei mir bleiben.

Die Berührung von Frauen, gezählte Male genossen, war mir durchaus angenehm gewesen, aber auf eine Weise, die man eben hinnimmt wie eine günstige Fügung. Ohne dass ich mich, wenn es vorbei war, danach geseht oder gar nach einer Wiederholung gelehzt hätte. Für mich waren Frauen austauschbar. Sie haben günstige Empfindungen hinterlassen, das schon. Aber jede Einzelne war nichts weiter als eine Variante, eine neue Verkörperung des Weiblichen, nicht besser, nicht schlechter als die anderen.

Mit Claus dagegen ging es um etwas grundsätzlich anderes. Liebe, Sex, Erotik, ein Aufgehen im anderen – was

immer Menschen sich an sachlichen oder romantischen Bezeichnungen ausgedacht haben: Für mich war es von seiner Person nicht zu trennen.

In seiner Nähe fühlte ich mich zugleich gelassen und angeregt. Ich genoss die Sonne, als hätte sie mir noch nie vorher geschienen. Nach seinem Geständnis, nach seinem Versprechen, ins eigene Leben zurückzukehren, konnte ich mir meine Welt ohne ihn nicht mehr vorstellen. An diesem Abend lag ich schlaflos im Bett und dachte: Eigentlich sollte ich zu ihm rübergehen. Zugleich erwartend, dass er zu mir käme.

Es lief dann sehr schnell darauf hinaus, dass wir uns kaum noch voneinander verabschiedeten und wenn, dann nur für Stunden. Ein Bett reichte aus. Für zwei Leute war meine Wohnung auf Dauer zu klein. Im Haus gegenüber fanden wir ein möbliertes Zimmer, Claus hatte keine Lust mehr, im Hotel zu wohnen. Frau Eberle wollte eigentlich gar nicht mehr vermieten. Aber dem Fernsehstar Robert Neuner, wie sie glaubte, konnte sie nicht widerstehen.

Wie ich aufgewachsen bin, habe ich Claus sicher nur in Andeutungen erzählt. Die Erfahrungen mit der Kirche und jenen, die die heilige Lehre verwalteten, sind ganz bestimmt unerwähnt geblieben.

Meinen Vater erlebte ich als ewig mürrischen Pendler zwischen Büro und häuslichem Fernsehsessel, dermaßen

in sich gekehrt, dass ich als Kind nur selten gewagt habe, ihn anzusprechen. Nie sagte er meinen Namen, wenn er mit meiner Mutter sprach, immer nur: „Der Junge.“ „Bist du mit dem Jungen beim Arzt gewesen?“ „Ist der Junge aus der Schule zurück?“

Gerne möchte ich glauben, dass er mich als kleines Kind gelegentlich auf den Arm genommen hat. Später gab es praktisch keinen Körperkontakt mehr, an den ich mich erinnern könnte. Anerkennung für gute Zensuren, ein passables Zeugnis drückten sich in einem Kopfnicken aus, oder er schenkte mir einen Blick, den er für aufmunternd hielt.

Ich war vielleicht vierzehn oder fünfzehn, als mir ein Onkel erzählte, dass mein Vater das Geschäft, das meine Mutter geerbt hatte, nach nur einem Jahr aufgeben musste. Pleite. Das war kurz nach meiner Geburt. Ein kleines Elektrogeschäft, die bescheidene, aber solide Existenz meiner Großeltern.

Dabei hat er deine Mutter doch bloß geheiratet, weil sie das Geschäft mitbrachte, fügte die angeheiratete Tante dem Bericht ihres Mannes hinzu. Ganz so sei das ja nun auch nicht gewesen, meinte der Onkel, es sei eben nicht jeder zum Geschäftsmann geboren. Die Tante lachte nur.

Als städtischer Angestellter mit überschaubaren Kompetenzen konnte mein Vater die Familie ernähren, zumal meine Mutter ein schuldenfreies Reihenhäuschen mit Garten geerbt hatte.



Geschrien oder geschlagen hat Vater nie. Manchmal trank er einen über den Durst, wenn er mit seinen Skatbrüdern irgendwo versackt war, aber es blieb alles im Rahmen. Wenn er uns strafen wollte, wenn ihm außerdem eine Stimmung zu schaffen machte, deren Ursache ich lange nicht kannte, schwieg er. Er schwieg auf eine eisige, verletzende Art. Selbst dann, wenn er gar nicht im Raum war, lag dieses Schweigen wie ein Fluch über uns.

„Du ahnst ja nicht, was er als Kind durchgemacht hat“, sagte meine Mutter. Er hatte kurz nacheinander beide Eltern verloren, war bei Verwandten aufgewachsen. Prügel und Vernachlässigung. Der Fünfjährige war von den Hunden eines Nachbarn angefallen und böse verbissen worden. Tatsächlich hatte mein Vater lebenslang eine Wahnsinnsangst vor Hunden, die mir übertrieben und lächerlich vorkam.

Mit der Geburt meiner Schwester weitete sich die familiäre Enge. Mein Vater lächelte. Meine Mutter strahlte. Aus meiner kindlichen Perspektive konnte ich zusehen, wie die Eltern sich über das Neugeborene beugten, wie sie die Kleine abwechselnd auf den Arm nahmen und sich über jeden Laut der Tochter freuten.

Ich empfand keine Eifersucht, ich war im Gegenteil froh, dass die Aufmerksamkeit von mir abgelenkt war. Ich mochte die kleine Schwester, und wenn sie mir vorsichtig in den Arm gelegt wurde, um ein Foto machen zu können

von beiden Kindern, dann färbte die Begeisterung, die vornehmlich ihr galt, auf mich ab. Nachteilig für mich erwies sich einzig der Umstand, dass ich neben ihr noch weniger als richtiger Junge punkten konnte, der sich von einem Mädchen durch Draufgängertum, Härte, Interesse an Sport und Technik unterschied. Ich hasste Fußball, ich war eher zurückhaltend, ich las stundenlang und kannte kein größeres Vergnügen, als auf dem Wohnzimmerteppich zu liegen und meiner Mutter beim Klavierspielen zuzuhören.

Ein richtiger Junge, gab man mir zu verstehen, verhielt sich anders. Was ein richtiger Junge war, das wurde nicht ausdrücklich erklärt.

Das Kirchenjahr gab dem Leben meiner Mutter Struktur. Nach innen die Familie, nach außen die Gemeindearbeit, der Chor. Beten, Organisieren, Singen, Beichten. Als Magd des Herrn war meine Mutter eine Spitzenbesetzung. Ihre Kinder nahm sie mit, wann immer sich das machen ließ. Ich erinnere mich zum ersten Mal an ihrer Hand unsere Kirche betreten zu haben – ein nüchterner Backsteinbau, klobig und kalt – und auf einer Kirchenbank ganz allein ihre Rückkehr erwartet zu haben, wenn sie zur Beichte ging.

An Feiertagen, eingeklemmt zwischen vielen Menschen, lauschte ich dem Chor, dem sie angehörte. Ich setzte mich so, dass ich sie gut sehen konnte und bildete

mir ein, sie würde in meine Richtung singen. An Festtagen ging die Familie geschlossen zur Messe, mein Vater im Anzug mit Krawatte. Meine Mutter, das dunkle Haar zur Innenrolle frisiert, trug ihr nachtblaues Kostüm mit weißer Bluse.

Zum ersten Mal gesehen habe ich Tobias, als ich im Alter von fünf oder sechs Jahren wie gewohnt an der Hand meiner Mutter zur Sonntagsmesse ging. Die Zeremonie, das feierlich Geheimnisvolle der Wandlung hat mich als Kind vollkommen gefangen genommen. Aus Wein Blut, aus Brot Fleisch – das war wie im Märchen von Rumpelstilzchen, wo aus Stroh Gold wird. Der Duft von Weihrauch und die Orgelklänge verhießen das Einbezogen-Sein in ein Geschehen, das mit nichts, das ich bis dahin kannte, zu vergleichen war.

Meine Mutter hatte mich vorbereitet: Der Priester würde ein wunderbares Gewand tragen. „Schau genau hin“, sagte sie. Ihm zur Seite kleine Jungen, zu denen ich vielleicht auch demnächst gehören würde, die Messdiener. Orgelspiel, Gesang und Gebete seien zu erwarten. Und der Priester in dem schönen Gewand würde sprechen, predigen. Er sei erst seit Kurzem in der Gemeinde, ein junger Mann, sehr, sehr nett, befand meine Mutter.

Natürlich wurde ich Messdiener, es bedurfte keiner Überredungskunst. Ich liebte es, mit den heiligen

Gerätschaften zu hantieren, sie zu putzen, sie bereitzustellen und später wieder wegzuräumen. Am liebsten hätte ich sie mit ins Bett genommen. Beileibe nicht aus Raffgier, sondern um sie vor Missbrauch zu schützen.

Vor allem aber war es Tobias, dessen Nähe mich geradezu berauschte. Ihm galt meine glühende Bewunderung, und ich spürte mein Herz schlagen, wenn er mich ansah. Ich nahm an allem teil, was möglich war. An Ausflügen, am weihnachtlichen Krippenspiel. Zusammen mit meiner Mutter beteiligte ich mich am Ausschmücken der Kirche, an der Auswahl der Blumen, immer in der Erwartung, auch bei den niederen Diensten Tobias zu begegnen, und falls nicht, dann doch immerhin, um in seiner Nähe zu sein, mit der nie aufgegebenen Hoffnung, er könnte jeden Moment erscheinen, unser Werk begutachten und uns loben.

Aus dem Messdieneralter war ich knapp heraus, als ich eines Tages der Versuchung nicht widerstehen konnte, ihn zu Hause zu besuchen. Ich hatte lange mit dem Gedanken gespielt und in der Vorstellung geschwelgt, wie es sein würde, ihm in seiner Wohnung gegenüberzustehen. Wie es dort wohl aussah?

Tobias wohnte in unserer Nähe, auf dem Weg zur Schule und zurück kam ich fast täglich bei ihm vorbei, ohne dass ich ihn auch nur einmal gesehen hätte.

Ich weiß noch, wie unwirklich mir die Situation vorkam. Auf dem Weg von der Schule nach Hause stand ich vor seiner Tür, ich sah den Namen am Klingelschild und dachte, ich bin es eigentlich gar nicht, der hier steht. Nachdem ich geklingelt hatte, dachte ich, es wäre ja gut möglich, dass er nicht zu Hause ist. Ich könnte auch immer noch schnell weglaufen.

Mit Schwung ging die Tür auf.

„Ach, du bist das.“

Hörte ich da so etwas wie Belustigung in seiner Stimme oder Enttäuschung? Wen könnte er erwartet haben?

„Was ist denn los, was willst du denn, Johannes?“

Ich stammelte irgendetwas, getraute mich nicht, den Blick zu heben, vielleicht habe ich überhaupt kein verständliches Wort herausgebracht.

„Dann komm mal rein.“ Tobias hielt mir die Tür auf.

Mit ihm allein im Raum zu sein, elektrisierte mich. Wir setzten uns an einen kleinen Tisch am Fenster. Tobias stand noch einmal auf, holte ein Glas Saft aus der Küche und stellte es vor mich hin.

Ich folgte jeder seiner Gesten, wie man einem außergewöhnlichen, nicht für möglich gehaltenen Vorgang folgt.

„Kann ich dir irgendwie helfen?“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

„Kai ...“, flüsterte ich schließlich.

Kai war mein Freund, ein Junge aus meiner Klasse, den ich sehr mochte. Ich sprach seinen Namen aus, wie man in gefährlicher Situation einen Schutzpatron anruft.

„Du bist mit Kai befreundet ...“

Ich nickte heftig und schwieg.

„Ich glaube, ich weiß schon, was du meinst“, sagte Tobias leise, „das ist nicht schlimm, du musst keine Angst haben.“

Und dann beugte er sich vor, streckte die Hand aus und legte sie an meine Wange. Ein paar Atemzüge lang verharrten wir so, mir wurde heiß, die Augen hatte ich geschlossen.

Als er seine Hand zurückzog, wollte mein Gesicht ihr folgen, ich machte die Augen auf, sah sein Lächeln, und war drauf und dran, mich in seine Arme zu stürzen.

„Du musst jetzt gehen“, sagte er und stand auf.

„Kann ich nicht ...“

„Bitte, Johannes, deine Eltern warten bestimmt schon auf dich.“

Seit ich denken kann, fuhren unsere Eltern mit uns in den Ferien nach Südtirol. Immer nach Innichen. Jeden Sommer freute ich mich darauf, denn ich wusste, mein Freund Mario, der dort zu Hause war, freute sich auf mich. Am liebsten spielten wir am Bach. Wir machten ein richtiges Projekt daraus, wir stauten den Bach an einer besonders

schmalen Stelle, die Mario bereits im Frühjahr bei der Schneeschmelze ausgesucht hatte. Wir standen stundenlang im Wasser, wir schufteten, bis uns der Schweiß übers Gesicht lief. Wir arbeiteten ernsthaft und ausdauernd. Allerdings war mit schwacher Kinderkraft immer nur ein Teilsieg zu erringen. Letztlich waren unsere Mühen vergeblich. Ohnehin ging es nicht so sehr um den kleinen Staudamm. Es ging darum, zusammen zu sein.

Wir waren dreizehn oder vierzehn – die letzten Ferien, die ich zusammen mit meinen Eltern verbrachte –, als es, wie meine Mutter später sagte, zu einem Zwischenfall kam. Die Rauferei von zwei Jungen ist nichts Besonderes. Aber wir waren keine kleinen Kinder mehr. Jedenfalls ging unsere Rauferei in eine innige Knutscherei über. Zartes und Rohes in enger Verbindung.

Es war heiß, wir trugen ohnehin nur Shorts und fühlten uns unbeobachtet. Wir warfen die Hosen ins Gras. Vollends nackt, ein Urzustand, der uns das Gefühl unbegrenzter Kräfte gab, rollten wir ineinander verschlungen johlend den Hang hinunter. Schweiß und Schmutz und Sperma. Ich erinnere mich an die unbändige Lust, die ich empfand. Ein Daseinsjubiläum ohne Gleichen, der nicht nach möglichen Folgen fragte. Keine Strafandrohung hätte uns abhalten können. Wir waren ein Fleisch, ein Atem, eine Leidenschaft. Bis heute erscheint mir diese erste innige Umarmung als die hingebungsvollste, die ich erlebt habe.

Marios Vater hat uns beobachtet. Es gab einen Aufstand. Ohrfeigen für Mario, Geschimpfe für mich. Wir reisten vorzeitig ab.

„Ich glaub's dir wohl“, sagte meine Mutter im Auto. Meine Schwester machte große Augen. Mein Vater schwieg. Ein Schweigen, das bis zu meinem Auszug wenige Jahre später anhielt.

Von da an war unser Zuhause für mich kein Ort mehr. Mein Vater ignorierte mich, die Blicke meiner Mutter sagten mir, dass ich in Sünde gefallen war. Die Eltern stritten.

„Sauerei“, hörte ich, „von wem er das bloß hat. Du hast ihn immer viel zu sehr verwöhnt ...“

„Aber er kann doch nichts dafür ...“ Die Stimme meiner Mutter zitterte.

Es blitzte noch der Verdacht auf, dass ich in meiner Verworfenheit einen schlechten Einfluss haben könnte auf Christina, den kleinen Engel. Die ganze Familie schien durch meine moralische Verwahrlosung bedroht.

Noch im selben Sommer schickten mich die Eltern in ein Zeltlager der Evangelischen Jugend an die Ostsee. Etwas anderes war auf die Schnelle nicht zu finden gewesen. Mir war es recht. Bloß nicht zu Hause sein müssen. Die beiden Betreuer, zwei neunzehnjährige Typen, sprachen ein lupenreines Schwäbisch, was uns, eine Horde pubertierender Knaben, zum Lachen brachte. Die beiden waren



schwul. Uns ließen sie in Ruhe. Sie waren ausgiebig miteinander beschäftigt.

Als ich nach Hause zurückkam, war die ärgste Wut verraucht. Mein Vater hatte zu seiner wortkargen Gleichgültigkeit zurückgefunden, meine Mutter zum Klavierspiel. Als ich im Jahr darauf verkündete, dass ich Priester werden wollte, waren sie fast versöhnt. Meine Mutter umarmte mich.

Wie ich später erfuhr, hat Mario mit zwanzig geheiratet. Ein Mädchen aus der Nachbarschaft.

Der Tag meines Auszugs war ein Fest. Das karge Zimmer im Priesterseminar, das auf Jahre meine Bleibe wurde, beglückte mich geradezu. Vor dem Fenster stand eine Platane. Bevor ich Joachim kennenlernte, war der Baum mein einziger Freund. Von Selbstzweifeln geschüttelt habe ich die Ausbildung hinter mich gebracht. Berufen fühlte ich mich nicht. Ich hatte Angst. Ohne Joachim, der mich immer wieder daran erinnerte, dass man die Dinge nicht allzu ernst nehmen muss, wäre ich wohl schon früher gescheitert.

Für Joachim waren die Sprüche seiner Großmutter präserter als die zehn Gebote: „Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird.“

Während er nach der Priesterweihe in die Stadt seiner Träume ging, nach München, verschlug es mich in eine

# Bens Leben schien ihm durch die Finger zu rinnen ...



*Jeden Tag kämpfte er gegen seine Dämonen an, auch gegen alte. Trotz allem blieb jedoch eine Frage unbeantwortet: Würde alles wieder gut werden?*

**Pascal Stäuber**

## Hier und jetzt ist alles gut

*Debütroman*

Bens Leben schien ihm durch die Finger zu rinnen, als er in den tiefen Abgrund eines Burn-outs fiel. Die Dunkelheit umgab ihn undurchdringlich wie ein endloser Schatten, der alles Licht in ihm verschlang. Doch mitten in seiner Verzweiflung flammte etwas auf: eine Erinnerung an eine alte Freundschaft, an einen Roadtrip durch Schottland und Irland, an vergangene Tage, als das Leben noch leicht und unbeschwert schien. Auf seinem Weg aus der Finsternis wurden Ben die Liebe seiner Frau und die Hilfe einer Therapeutin zuteil, die ihm halfen, seine Gedanken zu ordnen.

1. Auflage • Hardcover • 344 Seiten • 11,5 x 18,5 cm • ISBN 978-3-99018-683-1



**BUCHER Verlag** Hohenems – Vaduz – München – Zürich [www.bucherverlag.com](http://www.bucherverlag.com)

# Plötzlich war sie in Lebensgefahr ...



**Lilien Caprez**

## NachtMeerFahrt

*Ein Weg in die Nähe des Todes  
und in die Fülle des Lebens*

In der Intensivstation kämpft sie nicht nur um ihr Überleben, sondern auch darum, sich aus über Generationen weitergegebenen Lebensentwürfen loszureißen. Die Autorin zeichnet ihren Kampf an der Grenze zum Tod und ihren Aufbruch in ein weibliches Selbstverständnis nach, in dem Männer nicht mehr unentbehrlicher Dreh- und Angelpunkt, sondern Begleiter und Gefährten sind. Ein Buch über den Prozess des Auflösens tief verborgener lebensfeindlicher Überzeugungen und ein Wegbegleiter in die Nähe des Todes genauso wie in die Fülle des Lebens, das Frauen und auch Männern Mut für ihren ganz eigenen Weg der inneren Befreiung macht.

*An der Schwelle zum Jenseits ging die Odyssee ihrer Befreiung unerwarteterweise einen Schritt weiter und öffnete die Tür von der intellektuell schon lange vorhandenen Vision eines eigenständigen und von Angst befreiten Lebens zu gelebter Realität ...*

1. Auflage • Hardcover • 368 Seiten • 13 x 21 cm • ISBN 978-3-99018-666-4



**BUCHER Verlag** Hohenems – Vaduz – München – Zürich [www.bucherverlag.com](http://www.bucherverlag.com)